

HINDENBURG

von

Theodor Lessing

Vorwort von

Maximilian Harden

Nachwort von

Herbert Eulenberg

HARKE UND SCHMIDT
VERLAG BERLIN WE

**Copyright 1925 by
Hapke & Schmidt, Verlag
Berlin W 8**

GEGA-DRUCK, BERLIN N 31

Sehr geehrter Herr Professor!

Ihr Wunsch, ich sollte der Schutzschrift ein paar Worte voransetzen, macht mir Pein. Dem Ruf eines von Vielen Angefallenen mich zu versagen, ist wider meine Natur. Und um Ihren Wunsch richtig (Das heißt zu Nutz der von Ihnen verfochtenen Sache) zu erfüllen, müßte ich mindestens wissen, welchen Vergehens Sie angeklagt sind. Das aber konnte ich bis heute noch nicht ermitteln.

Ihre Berichte über das Verfahren gegen Haarmann und Genossen las ich nicht. Wenn wahr ist, daß aus scharfem Tadel des polizeilichen Tuns und Nicht-Tuns und aus der Verwechslung zweier Beamtennamen das Recht abgeleitet wird, Sie der „Unwahrhaftigkeit“ zu zeihen, kann der nicht Befangene nur die Achseln heben. Selbst ernst zu nehmende Irrung auf ungewohntem Feld könnte die Freude darüber nicht mindern, daß ein Mann Ihrer Wissensfülle und Geistesbildung, ein Psycho- und Soziologe, sich hier einmal mit Arbeit belud, die sonst in Deutschland einem ehrenwerten Gewerbebetrieb vorbehalten ist. Würde über beachtenswerte Kriminalfälle, statt von „Gerichtssaalkorrespondenzen“ und (viel gefährlicheren) Fabrikanten süß oder sauer kitschiger „Stimmungsbilder“, von reifen Assessoren, jungen Anwälten, Gelehrten, Künstlern berichtet, dann wäre in den Hallen der treudeutsch ertüchtigten Themis immerhin manches nicht möglich.

Und Ihr Artikel über den ums Reichspräsidium werbenden Feldmarschall?

Auch hier (ich darfs nicht verschweigen) ist Irrtum. Daß er mit Bewußtsein auf einer bestimmten Stufe stehen geblieben sei, hat von sich Goethe, nicht Bismarck, gesagt. (Ich wage, zu glauben, in Ihrem Gedächtnis

hafte ein Splitter des Erinnerns, daß ich einmal schrieb, auch der alte Bismarck könne „schicklich“, wie er zu sagen pflegte, den Schild dieses goethischen Satzes zu Abwehr des Pfeilhagels nutzen.) Das ganze Verhältnis zu dem General Ludendorff, der ja auch in den Tagen der Gloria den Krieg vollkommen selbständig geführt und die Kraft des Älteren so zärtlich wie eines Vaters der Sohn geschont hat, ist, nach allem, was ich davon weiß, unrichtig gesehen. Und die Portraitskizze selbst. . . Wer aber, zum Teufel, erdreistet sich in das Verbot Ihrer Vision das Wortkleid zu wirken? Just in solchem Terror keimt der Versuch, Sie in Unwahrhaftigkeit abzudrängen. Und schon der Versuch wäre strafbar.

* * *

„Gut, warmherzig, demütig treu, ehrlich, klar, heiligster Ernst ohne unlauteren Klang, ohne Falsch, verlässlich“: diese Wörter pflücke ich aus Ihrem kleinen Artikel; und noch ist das Gesträuch blühenden Lobes nicht kahl. Mit solchem Eigenschaftschmuck behängen Sie den Marschall, blicken mit „Ergriffenheit, Rührung, Ehrfurcht“ zu ihm empor und weisen den Knabentrieb, eine ins Landpastorale verschwommene Rede des alten Herrn zu verulken, als „beleidigend“ ab. Schreibt so, wen's juckt, sich mal auszuschimpfen?

Ins Reichspräsidium schien der Marschall Ihnen nicht zu passen. (Mir viel mehr als sein Vorgänger, der, nebenbei, als revolutionärer Sozialdemokrat, die Scharen der Lequis und Maercker als die Retter, die aus Frankreich und Belgien heimkehrenden Truppen als „unbesiegttes Heer“ begrüßte und niemals die Zivilcourage aufbrachte, so friedlich, so weitab vom Start der Hoffnung auf Rachekrieg zu reden wie der Generalissimus, seit ihn der Großadmiral an der Leine aus dem Sehnen nach Greisenruhe riß.) Ob Sie die Pflichtaufgabe des Präsidenten nicht eben so verkennen wie das Wesen

des Reiches, das ist und, als „demokratische Republik“ (vasterste?), das Recht hat, seinen Willen zu wollen: Antwort auf diese Frage hielte uns hier allzu lange auf; gehört auch kaum zu dem Thema von heute. Sie wittern ein Stückchen Barbarentum in dem Marschall und nennen ihn mit dem selben Atem und mit dreifachem Superlativ „die unpolitischste, einfältigste, treugläubigste Natur“. Befeldigung? Kindlichem Anbetungdrang mag es so klingen; keinem nüchtern Mündigen. Schon vor Sedan seufzte Bismarck, wenn ihn der Gedanke an die seit Schleswig-Holstein im Feld gebliebenen Menschen beschleiche, lasse ihn der Gewissenszweifel an der stets redlich behaupteten „Unvermeidbarkeit“ der Kriege nicht schlafen. „Moltke“, hörte ich ihn sagen, „war eher eine blutgierige Natur; die Gewißheit einer Kriegserklärung konnte den im Dienst sonst Schweigsamen bis in Wortwitz erheitern“. So empfindet Kultur, der Sie Barbarei, im goethischen Sinn, gegen setzen. So darf kaum, wird niemals empfinden, wer die Nerven zu dem Ausspruch hat, an dem „Einsatz“ von zweihunderttausend Mann dürfe die Sache doch schließlich nicht scheitern. „Der Krieger bekommt mir besser als eine Badekur.“ „Seit meiner Kadettenzeit habe ich nie ein Buch gelesen, das nicht vom Militärwesen handelte.“ Die Richtigkeit dieser tausendmal gedruckten Sätze ließ der Marschall nie bestreiten. Kann er dadurch gekränkt sein, daß Sie, Doktor und Professor der Philosophie, jeder Zoll ein Mensch des Logos, ihn nicht zu den „Geistigen“ zählen?

Ich bestinne, ob vielleicht die staatlicher Obhut untertanen Professores (Bekenner?) nach Landesbrauch jede Kritik, selbst die sanfteste, der im Staat Vorrangenden meiden müssen. Denn aus hundert „angesehenen“ Blättern wurde vor und in dem Wahlkampfe von „unzweifelhaft Gutgesinnten“ und „tadellos Reinblütigen“ der Feldherr-Kandidat mit dem größten Kaliber be-

schossen. Ohne Scham fälschten die Hymniker von gestern ihn in einen stammelnden Tapergreis um, der kaum noch das von Anderen ihm Aufgeschriebene ablesen könne, dessen Wissenschaft von Politik und Wirtschaft der eines Flaumfährnrichs gleiche und dessen Wahl, nach höhnischem Weltgelächter, Verkehrsabbruch, Kreditsperre, starrsten Boykott auslösen werde. Nach dieser Wahl „gibt es wieder Krieg, der verleiht uns keinen Steg; Deutschland liegt dann bald in Scherben, Fliegerbomben, Kindersterben. . .“ Aus der ersten Seite der Vossischen Zeitung „von Staats- und gelehrten Sachen“ tönte dieser holde Sang. Danach läßt sich ahnen, was gar die Spatzen pfffen. Ärgernis? Nirgends. Offenbar zügelst also irgendein ehrwürdiges Sondergesetz, ein heiliger Brauch nur gerade die Dozenten.

Doch auch indem ich Dieses niederschreibe. . .

* * *

Die Wesensessenz dieser Regierung ist die Nichtachtung des Rechtes. Sie kann weder im Innern noch nach außen handeln, weder ruhen noch wirken, ja, ich möchte sagen, weder leben noch sterben, ohne die Gesetze dieses Landes zu verletzen.“ (Professor Heinrich von Sybel.) „Dieser Regierung fehlt der ruhige, sichere Gang des Talentés und der Erfahrung. Und die Bewunderung dafür, daß Jemand nicht fällt, die man ja jedem Seiltänzer zuwenden müßte, wird nicht nach Jedermanns Gaumen und Appetit sein.“ (Professor Eduard Simson, Vizepräsident des Appellgerichtshofes in Frankfurt.) „Dem Herrn Ministerpräsidenten, der ohne Kompaß in das Meer der äußeren Verwickelungen hinausstürmt, fehlt jedes leitende Prinzip; er hat auch gar keine Ahnung von einer nationalen Politik und kein Verständnis für nationales Wesen.“ (Professor Rudolf Virchow.) Leicht wären Dutzende plumper noch kränkender Sätze zu finden. Sechzig

Jahre vor der Gründung der „freisten Republik der Welt“ sprachen so preußische Professoren über das Königliche Staatsministerium, dessen Haupt Bismarck hieß. Die Virchow, Mommsen und andere Gelehrte von Rang sprachen noch genau so über ihn, als er seinem intellektuell eng begrenzten, nicht persönlich, aber im Bereich monarchischen Denkens furchtsamen König das allgemein gleiche Wahlrecht, die Lösung aus Habsburgs Dunstkreis, die Reichsschöpfung und die ersten Sozialgesetze abgerungen und das Universalmißtrauen gegen das neue Deutschland, den Eindringling in Großmacht, entwäffnet hatte.

Herr von Hindenburg wurde nach Siegen, deren Glanz keinem wachen Auge ihre Ertraglosigkeit überstrahlen konnte, als Repräsentant eines an Kopfhöhe zuvor nie erreichten, an zäher Tapferkeit nie übertrommenen Heeres gezwungen, in der seinem Lande ungünstigsten Stunde die Kapitulation anzubieten. Daß die Nation den Willen für die Tat nahm und den Feldherrn nicht Sündenbock werden hieß, wäre noch löblicher, wenn sie auch den Ersten Generalquartiermeister, den Strategos und Organisator der „Hindenburg-Siege“, nicht in die Wüste gestoßen (und erst dadurch seelisch verwüstet) hätte. Doch neben dem tausendmal ungesunder Ruhmsucht beschuldigten Lande, das seinen Triumphator Foch mit dünnem Kranz an die Alltagsarbeit hinter der Front der Zivilgewalt wies, den bis in den Zwang zu bedingungsloser Waffenstreckung Besiegten vergotteten . . . Mußte Das sein? Konnte nicht mit dem Spuk von dem gestürzten „Obrigkeitstaat“ (als ob Coolidges, Baldwins, Stalins keiner wäre, nicht nur Genesis und Machtgebiet der Obrigkeit sich gewandelt hätten) auch endlich der erbärmlich wedelnde Untrigkeitwahn schwinden?

Seltsam: in Deutschland wird er vor hochwipfelnden Geistern nicht so unleidlich offenbar wie vor Mittel-

wuchs und Kleinholz. Wirft Einer Kant auf den Haufen des in Ehrwürde verrosteten Alteisens, verpopanzt, romantisch oder boernisch, den Herrn Geheimbderath von Goethe, nennt Bismarck aller Übel, brutalen Machtmißbrauches und fortzeugender Verlogenheit, üblen Vater: wer darf so „originelle Einstellung“ verdammen? Weh Dem aber, der mit dem Hammer des Zweifels die (durchaus nicht blecherne) Spenglerei beklopft, unter Schillers prächtig funkelndem Wortmantel und dem aus Edelgedanken „ästhetisch“ gewirkten Wams nur armsältige (obendrein weiblose) Theatermenschheit erfühlt oder den Capravis Wilhelms oder Fritzens die Reverenz weigert. Seltsam? „Der Held“, notirt in den Tagen bonapartistischen Hochfluges Goethe, „kann nur vom Helden anerkannt werden; der Kammerdiener wird wahrscheinlich Seinesgleichen zu schätzen wissen“. Und differenzirendes, fest einschränkendes Urteil wird nur da ärgern, wo dem Beurteilten der Hörer sich so nah fühlt, daß er ihn „begreifen“ kann. Müßte er aber, um in die hohe Sphäre der Schöpferköpfe zu gelangen, sich (ohne den Erfolg sichernden Garantiepakt) vom Dust heben, dann kitzelt ihn wonnig jedes Bemühen, den Ragenden vom Sockel zu zerren und zu zeigen, daß dessen Großheit „übertrieben“ wurde.

* \ *

Öfter als die Aloe des Heldentumes blüht, überall, die Aster des bunten Kammerdienergeistes, „für den es keinen Helden gibt“, wie schon Makedoniens erster Antigonos, ein früher Ironiker, merkte. Dieses Geistes feinste Blüte ist heute Alldeutschlands Entzücken. Name? Auf dem Papptäfelchen am Holzpflock des Beetes stehen die Buchstaben G. B. S. Das bedeutet nicht etwa Greatest Barnum Show, sondern George Bernard Shaw. Den ungemein reich begabten Aristophaniker, der in unsere Zeit des Protzens mit Demokratie paßt.

Menschen aus Fleisch, Blut und Knochen, Menschen, die weiter als vom Ankleideraum bis an die Rampe und zurück gehen könnten, schuf er nie. Daß er sehr viel weiß und mancherlei kann, verzeiht ihm die Bourgeoisie, weil seines Witzes Sense in Orient und Occident den Heldenruhm mäht. Caesar und Kleopatra, Jeanne d'Arc, Shakespeare Katharina und ihren Taurier, Bonaparte: Alle hat er „entlarvt“, all ihrer Stippe, sogar noch den Glitzertalenten vom Typ Kain bis zum Typ Lloyd George, prokrustisch das Übermaß (was ihn so dünkte) abgehackt. „Der jibts ihnen orntlich!“ Daß er auch die Kritiker, die Prominenten der Presse scharfachtrot striemt, wird gern verschwiegen. Denen nur gerbt er ja das Fell, die ihn nicht nach Gebühr würdigen; es gift also nicht uns, die ihn hoch über Molière bestaunen. Nis admirari nisi G. B. S.: Losung des spitzig Charmanten, in dem unverweklliche Eitelkeit bis ins Gentlehafte schoß. Caesar als müder Clubman, Katharina als läufige Hündin, aus deren Brunstgejaul manchmal der Name Voltaire vorklingt, Jeanne als asexuell-cerebrasthenische Wiclistin, Husitin, ehe von Wiclf und Hus auch nur eines Ahnens Hauch bis in ihr Bauerland gedrungen war, Protestantin und gegen Roms Großwürdenträger luthertisch sackgrob lange vor Luther: wer, Mylords and Gentlemen, hat Solches je gewagt? Auf den Pelion wälzet den Ossa, stülpet dem Ungetüm die Cheopspyramide über; nageßt in ihr Gestein die Eisenbetne des Eiffelturmes und lasset ganz oben, viel höher als jetzt Glühflettern für Citroën um Auto-Kratte werben, die magischen Buchstaben G. B. S. über den Erdkreis lodern. Nur dieses Denkmal heischt der Bescheidene.

Daß seine Prophetie kaum jemals von Ereignis bestätigt wurde, schwellt ihm die Gunst der Bürger, die Keinem, nach Jahrzehnten noch nicht, den klaren Frühblick in Künftiges, nahes und fernes Schicksal, verzeihen. „Recht behalten“: Raubmord sogar verjährt

schneller als diese Totsünde. „Unser Hindenburg hat doch auch bis zuletzt an den Sieg geglaubt, also . . .“ Also war das Gekribbel nicht weniger klug und kann ihn als popularissimum preisen. Und mit welcher Kühnheit blößt dieser famose Shaw Englands Scham! Kein gutes Härchen läßt er an den Engländern. Von Eden-Park bis nach Trafalgar-Square, vom Nil bis an die Newa peitscht er sie mit der Skorpionengeißel. Kindisch unwissend, hochfahrend frech unter der Heuchelmaske frommer Menschenliebe, von Geldgier, Herrschsucht, Machtwahn geschüttelt und dennoch immer bereit, vor dem Stärkeren sich zu ducken: so nur zeigt er sie, pinselft und patzt nur Zerrbilder, die zu Spottgegrins reizen. Und ermöglicht gerade dadurch dieser politisch großen Nation (die wir fast andächtig lieben werden, wenn sie so „zeitgemäß“ weise wird, von unserem Kontinent, auf dem ihr fünf Quadratkilometer gehören, sich auf ihren ideellen, das Empire, zurückzuziehen), ihre noble Männlichkeit, gentlemanly behaviour, zu bewähren. Ein Ire, Kefte, also „fremdstämmig“. Stellen Sie sich irgendeinen Pan Korfanty vor, der so, mit shawischen Witzstricken, deutsches Wesen geprangert hätte. Bühnensperre, Verlegerboykott, Ächtung, Lebensgefahr. Auf der anderen Seite des Ärmels braucht der Höfner so hohen Grades nicht „Kühnheit“. Niemand kreischt, Mr. Shaw ziehe das Ansehen des Landes, des „Wirthvolkes“ in den Schmutz. Kein Treitschke schnaubt, nur Ham zeige des Vaters nackten Leib. Überall darf der schlimme Ire sagen, was ihm beliebt. Jede Zeitung ist stolz, wenn sie ihm als Tribüne dienen darf. Grelle Übertreibung, denken Nobility und Gentry, beißt bald ins Auge, Sie achten, bewußt oder unbewußt, die Valeur. Wo fändet Ihr so fein Gebildete, die den Literarinhalt ihrer Musterkoffer so hübsch ausstellen und so amüsant sind wie G. B. S.? Einen Mann solchen Geistreichthums bequengelt nur der Snob oder Jingo. Und im Zerkauen

all der Entstellung und Schmähung knirscht unter dem Zahn, hier und da ein Körnchen Wahrheit, dessen Salz den Muskelbau der Nation fördert.

Bei uns? „Der jibts ihnen orntflich!“ Noch hallt im Ohr das Hofngelächter nach, das in dem dialektischen Spiel von Johannas Leben und Sterben jeden gegen England von der Sehne geschnefften Pfeil umbrauste. (Auch jede gegen die Kirche geschleuderte Flattermine zündete; nur die Wenigen, die im Haus Karamasow den Großinquisitor die Sache der Kirche wider Jesum plaidiren hörten, grüßten schauernd den großen Schatten.) „In anderen Sprachen bezeichnet das Wort Verräter unredliche, treulos hinterlistige Leute, die fälschen und trügen. So ists nicht bei uns. Jeden, der sich nicht blind und taub den englischen Interessen verknechtet, nennen wir Verräter.“ Eine Lachsalve folgte den Sätzen (die Warwick, der Britenfeldherr, ungefähr so spräche, wenn er Deutsch gelernt hätte). Auf Londons Bühne darf mans sagen: Viel Ärgeres noch. Wenn ich solchem foil-fencing zuschauen, überwächst den von der behenden Klingenführung erwirkten Genuß, immer wieder, die Bewunderung des Volkes, das, trotz ererbtem Cant, so seelenruhig sich in Spotthagel ausliefern läßt.

Und bei uns?

* * *

Schrecklicher Einfall Werden Sie, Herr Professor, etwa beschuldigt, dadurch, daß Sie den von Ihnen so innig gerühmten Marschall nicht den Rittern vom Geist zuzählen, wider die deutschen Interessen (oder wie mans, mit einem aus dem holländischen in unseren Niederrhein geschwemmten Wort, jetzt gern bezeichnet: Belange) gehandelt zu haben? Wers tat, ist nicht nur im Warwickshire der Bretterwelt ein Verräter; und nicht dort nur ist keine Torheit allzu

töricht, um auf vorgedüngtem Hirnboden zu wuchern. Ich, der Sie in einem langen Leben zweimal sah, weiß nichts von Ihrem politischen Denken. Doch mir scheint, selbst wenn Sie Kommunist, Anarchist, Hitlerist wären und die Bürgerrepublik von heute als scheusätzig verdamnten, könnten Sie an der Hochschule Ihrer Vaterstadt das Amt des Philosophie-Dozenten vollkommen ausfüllen. Daß Sie seiner nicht unwürdig sind, erweisen doch wohl Ihre Bücher. Las sie die Sprudeljugend, die lärmend Ihre Entamung hetscht? Dann würde sie sich gewiß nicht in Gericht über den Verfasser erdreisten.

Sie ist verhetzt, flüstern emsige Anwälte ihres Rechtes. Mußte sie nicht gegen Verhetzung sich bäumen? Nicht sich in die Erkenntnis bescheiden, daß der Alternde Menschen und Dinge anders sieht als der Jüngling, den nur Vergottung oder Verteufelung voll befriedigt? Daß zu ihren Pflichten gehört, Psychologie zu lernen, zu ihren Rechten nicht, dem Lehrer vorzuschreiben, wie er Menschliches in sich aufnehmen, wägen und mit dem Werkzeug der Wortkunst darstellen solle? Sehen Werners Bismarck und Moltke wie Lenbachs aus und wäre ein Neonaturalist, der den Marschall Hindenburg anders als je ein Höfiling Seiner Majestät des Krieges malte, drum als schlechter Kerl zu verrufen?

Der Jugend Atemraum! Ephebokratie aber, Willkürherrschaft Unreifer, würde unertragbar. Der Federbusch unkritischer Begeisterung erfreut das Auge, wenn er von Jünglingstirnen winkt. Doch nur der Blüte, niemals der Frucht schadet die Kälte. Jean Paul spricht's. Und aus den „Maximen und Reflexionen“ goethischer Weisheit fällt das Blinklicht der Sätze: „Ob eine Nation reif werden könne, ist eine wunderliche Frage. Ich beantworte Sie mit Ja, wenn alle Männer als dreißigjährig geboren werden könnten. Da aber die Jugend vorlaut, das Alter kleinlaut ewig sein wird, so ist der eigentlich

reife Mann immer zwischen Beide geklemmt und wird sich auf eine wunderliche Weise behelfen und durchhelfen müssen.“

Daß auch wunderbarlich wehes Erlebnis dem Psychologen fruchtbar werde, wünscht

in Hochschätzung

H a r d e n.

HINDENBURG

Wenn man in das gute väterliche Antlitz des alten Hindenburg blickt, so fällt zunächst auf: die fast furchtbare Schwere dieses Antlitzes. Henrik Ibsen gebraucht von solchen Menschen, die nicht loskommen können von der Begrenzung ihres Selbst, die Formel: „Sie sind eingespunden im Fasse des Ich“. Solch ein Eingespundener, die schwere Masse der Erde, der gewiß nichts ferner liegt als alles leichte Spielen und Tänzertum, solch ein Ernster und Gediegener ist der alte Hindenburg. Ich kenne dies Antlitz und kenne sein Leben seit früher Jugend. Ich habe es oft mit Lächeln, oft mit Ehrfurcht, immer mit Rührung betrachtet. Bismarck hat von sich selber das schöne Wort gebraucht: „Ich bin mit vollem Bewußtsein auf einer gewissen Stufe der Entwicklung stehen geblieben“. Das hatte Hindenburg nicht nötig. Die Natur hat ihn so einfach, so gradlinig und selbstverständlich gewollt, daß es überhaupt nichts zu entwickeln gab; nur die unbedenkliche Entfaltung eingeborener Vorurteile. Deutscher, Preuße, Christ, Monarchist, Soldat, Kamerad, zugehörig nach Lebensschnitt und Gesichtskreis der

sauberen und gehaltenen Menschenschicht, die im „Kleinen Gotha“ und in der „Rangliste“ ihre Normen hat, das war alles so zweifelsohne und selbstverständlich, daß Menschen, die anders fühlen, eben anmuten wie ein Chinese oder wie ein Anbeter des Buddha. Das mag es geben; aber: „es gehört doch nicht mit dazu“. Und wenn er „Wir“ sagt und „Wir Deutsche“, dann setzt er treu und warmherzig gesinnt voraus: im normalen Falle müßten alle richtiggehenden Menschen eben auch so sein wie die im Gotha und die in der Rangliste. — Wenn man gewöhnt ist, die ungeheure Allseitigkeit und irre Buntheit des Lebens mit der Kraft wissenden Geistes zu bewältigen, dann blickt man mit der Rührung und dem Lächeln, mit dem man auf die Blume und den Vogel blickt, auch auf eine Mannesgestalt, die mit der ganzen Schönheit der Unwissenden durch Meere von Blut, durch Ströme von Galle, über Berge von Hindernissen kinderleicht hinwegschreitet von ungeheueren Verantwortungen bedrückt, und doch im Kerne unverantwortlich, weil sie nicht einmal imstande, das Recht der anderen Seite und die Doppelnatur alles Lebendigen auch nur zu sehen. Welcher Mensch eignete sich besser zum Fetisch, zur Statue, zum Symbol? Als Hannover noch Königreich war und der König immer in England weilte, da

hat man statt seiner in der Hofburg den leeren Thronstuhl aufgestellt, und mehrere Menschenalter lang hat der welfische Adel an jedem Sonntag vor dem leeren Thronstuhl seine Reverenz und sein Defilé gemacht. Und man hatte damals nicht einmal eine symbolische Puppe. . . .

Obwohl ich die Gestalt des Helden, der mehr Menschen um der „Idee“ willen in den Tod schicken konnte als Alexander, Cäsar und Attila, obwohl ich das gute, schwere, demütig treue Antlitz, dank vielerlei zufälliger Verknüpfung aus naher Nähe seit früher Jugend kenne, so habe ich doch die volle Einfachheit und Heiligkeit dieser geschichtlichen Person erst später begreifen gelernt. Es war an einem Jahrestage der Schlacht von Tannenberg. Ich war aushilfsweise an einem Gymnasium der Stadt als Lehrer tätig, und die Schulen sollten „Deutschland über alles!“ singend, an Hindenburgs von der Stadt geschenktem Hause vorüberziehen. Die vielen Hunderte von hellbegeisterten Kindern gingen unter Führung der Lehrer froh jubelnd an dem alten Mann vorüber; der stand schwer und ernst auf der Vortreppe seines Hauses; wir hatten das Glück, gerade unmittelbar vor ihm zu stehen, als er die Hand hob und seine herzenswarme Ansprache an die Jugend begann. Ich möchte diesen Augenblick wohl

noch einmal erleben; diese Mischung der Gefühle, Komik und Ergriffenheit, vollkommene Vereinsamung und Einssein mit allen Kindern; herzliches Lachen des Uebermutes und geheiligte Demut; vor allem aber mein Erstaunen, denn diesen Grad von Kindlichkeit hatte ich doch nicht für möglich gehalten. Hindenburg (wir standen Auge in Auge) sagte voller tiefsten Ernstes:

Deutschland liegt tief danieder. Die herrlichen Zeiten des Kaisers und seiner Helden sind dahin. Aber die Kinder, die hier „Deutschland über alles“ singen, diese Kinder werden das alte Reich erneuern. Sie werden das Furchtbare, die Revolution, überwinden. Sie werden wiederkommen sehen die herrliche Zeit der großen siegreichen Kriege. Und Sie, meine Herren Lehrer, Sie haben die schöne Aufgabe, in diesem Sinne die Jugend zu erziehen.“ (Die Bengels stupften mich und feixten.) „Und Ihr, meine lieben Primaner, werdet siegreich, wie die Väter waren, in Paris einziehen. Ich werde es nicht mehr erleben. Ich werde dann bei Gott sein. Aber vom Himmel werde ich auf Euch niederblicken und werde mich an Euren Taten freuen und Euch segnen.“

Dies alles in tiefstem, heiligstem Ernste! Man fühlte: dieser alte Mann glaubt Wort für Wort alles, was er da sagt: da ist kein

unlauterer Klang. Das glaubt er allen Ernstes: nach dem Tode kommt er zu Gott; sitzt auf einer Wolke; betrachtet sich von bevorzugtem Sitze aus Deutschland und segnet meine siegreichen Jungen. Der keckste von ihnen zeichnete nach diesem „Historischen Erlebnis“ ein Bild: Hindenburg als Engel auf der Wolke schwebend und unsere Prima segnend. Es wäre leicht gewesen, solchen Spott zu stärken; aber (und dies ist merkwürdig) es war keiner unter uns, der ihn nicht beleidigt verwarf. Wir fühlten, es ist nicht ritterlich, es ist gemein, dort mit Waffen des Geistes zu kämpfen, wo überhaupt gar keine Macht und Möglichkeit gegeben ist, mit ähnlichen Waffen zu erwidern. Aber selbst im altpreußischen Adel und in jenem Junkertum, dessen geistige Ansprüche vollauf gedeckt sind durch „wochentags die Kreuzzeitung und sonntags eine gute Predigt bei Herrn Pastor“, selbst in jenem ganz von Traditionen und Außenschliff lebenden Beamtenklüngel, der aus den feudalen Korps der Universitäten oder aus den für standesgemäß geltenden bevorzugten Regimentern seinen geistigen Nachwuchs bezieht, dürfte die gleiche Geistesferne und Geistesfremde doch wohl nicht häufig sein. Als Hindenburg als Kommandör in Oldenburg stand, hielt der Freund meiner Jugend, Wilhelm Jordan, einer der besten und größten Männer Deutsch-

lands, dort in der „Literarischen Gesellschaft“ eine Rhapsodie aus den Nibelungen. Hindenburg wurde gebeten, diesen Abend zu „protegiere“. Er antwortete mit einem Brief, in welchem es heißt: er habe als Militär leider nicht Zeit gefunden, sich mit Literatur zu beschäftigen, und könne daher die Nützlichkeit und den Wert des Abends nicht beurteilen. Es gehört doch immerhin ein gut Stück Barbarei dazu, um als Deutscher die Bedeutung des Nibelungenliedes nicht zu kennen; aber es bezeugt eine seltene Klarheit und Ehrlichkeit, daß ein braver Soldat das eingesteht. Aber wenn man die Anzahl der Bücher, die er in seinem Leben gelesen hat, gewiß zählen kann, er hat eine Beziehung zu den bildenden Künsten, die merkwürdig ist, er sammelt Madonnenbilder; es kommt nicht etwa darauf an, von wem sie sind, es kommt nicht darauf an, woher sie sind. Er sammelt sie, wie andere Briefmarken sammeln, und keineswegs etwa aus religiösem Triebe: ein Zimmer seiner Villa ist dazu bestimmt, nur Madonnenbilder aufzunehmen. Diese Erscheinung bietet dem Menschenbetrachter alle die Freude, die das eng in seiner Grenze beschlossene und seine Grenze naiv bejahende, unbekümmert sich selbst erfüllende Leben gibt. Klare, wahre, redliche und verlässliche Natur, ohne Problematik und Falschheit. So zeigt sich auch dieser

Mann im Spiegel seiner Lebenserinnerungen. Aber man soll sich dennoch sehr hüten, zu urteilen: das ist ein ganzer und voller Mensch. Ich will nicht sprechen von der Unmenschlichkeit und dem warmherzigen Egoistentum dieser naiven Selbstgerechtigkeit. Von dem Augenblick, wo dieser unpolitischste aller Menschen zu einer politischen Rolle mißbraucht wird, wird ein Anderes entscheidend: dieser Mann ist durch und durch Mann des Dienstes. Hier sind noch nicht einmal die Ansätze zu einer selbst entscheidenden und grübelnden und wägenden Persönlichkeit. Hier wird immer die Instruktion, die Ueberlieferung, der Consensus, das „Man muß doch“, „Man darf doch nicht“ das allein Wesentliche sein. Ein guter „treuer Bernhardiner“ ist der „getreue Eckart“, der „brave Hort und Schirm“ doch nur gerade so lange, als ein kluger Mensch da ist, der ihn in seine Dienste spannt und apportieren lehrt; in Freiheit würde aus ihm ein führungsloser Wolf. Eine Natur wie Hindenburg wird bis zum Tode fragen: Wo kann ich dienen? Es ist gewiß ergreifend und rührend, daß während des Weltkrieges eine der übelsten und bösesten Naturen der Weltgeschichte gerade diese einfältigste und treugläubigste seinem Ehrgeiz und seinem Machtwillen dienstbar machte, gedeckt von der Flagge der nationalen Ideale. Aber da zeigt

sich auch die Gefahr! Nach Plato sollen die Philosophen Führer der Völker sein. Ein Philosoph würde mit Hindenburg nun eben nicht den Thronstuhl besteigen. Nur ein repräsentatives Symbol, ein Fragezeichen, ein Zero. Man kann sagen: „Besser ein Zero als ein Nero“. Leider zeigt die Geschichte, daß hinter einem Zero immer ein künftiger Nero verborgen steht.

An den Reichspräsidenten!

In alten Zeiten, wo noch nicht das Schicksal der Millionen Namenlosen, wo noch die Zufallsmacht der Geburtsbevorrechteten den Stoff hergab zu jenem Gewebe von Illusionen, welches wir Menschen die Weltgeschichte nennen, in jenen überalteten Zeiten, kannte man ein wunderliches Verbrechen, um dessentwillen Tausende von Wahrheitsuchern verblutet sind: „crimen laesae majestatis“, das Vergehen der Majestätsbeleidigung.

Mochten die Herrscher über unser Heimatland in ihrer Menschlichkeit wie immer beschaffen sein, — (Gewaltmenschen oder Trottel, Schauspieler oder Gecken, Alltagsmenschen oder Ingenien), — selbst die Seelenkunde hatte zu verstummen vor der Gewalt des historischen Mythos. Kein „Erkenne dich selbst“ rührte an die Unfehlbarkeit des Gottesgnadentumes. Und die Sklavengesinnung der Massen, welche das Knie beugt vor bunten Standarten, rostigen Szeptern, vergoldeten Kronen, nie aber versucht, hinabzudringen in die einæborene Göttlichkeit der eigensten Seele, — diese seelenflüchtige „Idolatrie“ verbot den freien Geistern alle Kritik an der Übereinkunftslegende: Geschichte. Man brandmarkte den, der die jeweils herrschende Gruppe bekritelte, als Veräter an Gestung und Stoßkraft der Nation.

Die Geschichte der modernen Demokratien (der nationalen wie der international-sozialen) ist die Geschichte eines illusion-zerstörenden Kampfes mit der Historizität, eines Krieges gegen den geschichtebauenden „Traditionalismus“.

Gelegentlich jener alten Majestätsbeleidigungsprozesse gab es aber immerhin eine Zuflucht: Der Verfolgte konnte sich an den Herrscher selber wenden. Aufgeweckt zum Bewußtsein seiner menschlichen Grenze war selbst der Papst minder päpstlich als manche Heißsporne der Kirche. Und Könige von Geblüt dachten so königlich wie Friedrich der Große, welcher, als einst ein einsamer Freigeist beschuldigt wurde: Gott, den König und den Bürgermeister gelästert zu haben, den folgenden ironischen Bescheid erteilte: „Daß er Gott gelästert hat, das muß Gott allein mit ihm ausmachen; wir sind dafür nicht zuständig. Daß er den König gelästert hat, das verzeiht ihm der König, denn der fühlt sich nicht beleidigt. Daß er aber den Herrn Bürgermeister gelästert hat, dafür muß er gestraft werden.“

Ich stecke, Exellenz, in der unbequemen Haut jenes einsamen Freigeists. Ich habe zwar nicht Gott gelästert, auch nicht einen König und auch nicht den Herrn Bürgermeister von

Hannover. Aber ich habe in den Tagen vor der Reichspräsidentenwahl, (wo doch jeder gute Deutsche auswerten soll, was für unser Land nützlich, was schädlich sei), ich habe am 25. April 1925 einen Aufsatz veröffentlicht über Hindenburg. Ich habe ihn geschrieben an eine gut deutsche Zeitung, in das „Prager Tagblatt“, einfach darum, weil ich seit Jahren und fast allwöchentlich in dieser Zeitung meine Ideen zu Leben und Zeitgeschichte niederlege. Ich habe nicht anonym geschrieben und nicht unangreifbar wie mancher Berufsschriftsteller, sondern, wie ich es immer halte, unter Einsetzung der Person. Hätte ich freilich ahnen können, daß jener Aufsatz ganze Heuschrecken- und Moskitoschwärme hervorlocken würde, dann hätte ich ihn unveröffentlicht gelassen, denn ich habe eine andere Lebensaufgabe als die — Fliegenwedel zu sein. Kein Hahn hätte nach meinen Worten gekräht, (wie nach all den hundert Aufsätzen, die ich geschrieben habe), wenn nicht eine übelwillige Lokalzeitung jenen Aufsatz mißbraucht hätte. Gelegentlich der Feier der Stadt Hannover zu Ehren des nun gewählten, nach Berlin fortziehenden Reichspräsidenten druckte eine hannoversche Zeitung meinen Aufsatz nach, entstellt bis zur Unkenntlichkeit und versehn mit aufwiegeln den Glossen. So entstand eine lokale Hetze. Studenten der Tech-

nischen Hochschule in Hannover (an welcher ich seit zwanzig Jahren als Privatdozent für Philosophie wirke), aufgepeitscht teils durch die Hetzworte jenes Provinzblattes, teils auch durch ein paar unwohlwollende Professoren, brave ahnungslose gutgläubige Jungens befanden: „Hindenburg, der Ehrendoktor unsrer Hochschule muß gerächt werden“, und bereiteten nach dem Fackelzuge zu Ehren Eurer Exzellenz mir eine nächtliche Katzenmusik. Ich war zu jener Zeit nicht in der Stadt. So wurden nur die Anwohner beunruhigt. Aber bei so harmlosem Studentenunfug ließ man's leider nicht bewenden. Eine Versammlung der Akademiker forderte vom Minister für Kunst, Wissenschaft und Volksbildung, man müsse mir die Eignung zum Lehramt abprechen und für ganz Deutschland die *venia legendi* entziehen. Rektor und Senat der Hochschule (ich will nicht untersuchen aus welchen Beweggründen) unterstützten diesen Antrag auf Remotion und belegten eigenmächtig ohne Rechtsgrund meine Vorlesungen mit der Suspension. Die Regierung (zu meinem Glücke durch einen Oberpräsidenten vertreten, welcher keinerlei Furcht hegte vor dem Dünkel „akademischen Standesbewußtseins“), die Regierung war doch machtlos gegenüber dem Selbstverwaltungsrecht der deutschen Hochschulen, deren Vetternwirtschaft und Klügel-

wesen seit Schopenhauers, Dührings und Nietzsches Tagen in ganz Europa und Amerika berüchtigt ist. Das Ministerium zeigte keine feste Hand. Und so schwoll der kleinen Hochschule von Hannover ihr Hahnenkämmchen. Und sie begann zu krähen: „Wenn das preußische Ministerium und die Regierung den Dozenten Lessing schützt, so bringen wir alleine ihn zur Strecke!“ Ja, freilich! Durch tausend kleine Schikanen. Oder zur Not durch — Boykott! Zu diesem Zwecke sammelten die akademischen Bürger Gelder und gründeten sozusagen einen Lessing-Fortekel-Fond. . . . Es gibt nun aber leider in unserem Deutschland keine Mäzene und keine Behörde, die sich um das Los ihrer schöpferischen Geister kümmern. Sämtliche Dichter und Denker können getrost auswandern oder Selbstmord begehn, unser „Ministerium für Kunst, Wissenschaft und Volksbildung“ würde davon nichts merken. Ich wüßte in diesem Ministerium nur wenige Persönlichkeiten denen ich zutrauen könnte (obwohl doch dieses Ministerium mich diszipliniert), daß sie „Geschichte als Sinnggebung“, „Wertaxiomatik“, „Untergang der Erde am Geist“ auch nur zu lesen vermöchten. Ich besitze Leser unter den besten Köpfen Europas. In der Wilhelmstraße bin ich unbekannt.

So entwickelte sich denn der folgende Zustand. Eine deutsche Dutzendhochschule für Maschinenbau übernimmt es, mein geistiges Dasein nach zwanzig unbesoldeten Dienstjahren zu zerstören. Warum? Ich bin Philosoph und habe über Geschichte grübelnd schon mit dem Titel eines meiner Bücher: „Geschichte als Sinnggebung des Sinnlosen“ klar ausgedrückt, daß ich alle Geschichte für Erdichtung halte und an wertfreie Wirklichkeitserkenntnis nicht glaube. So habe ich Ihr Wesensbild, Exzellenz, gezeichnet wie ein realistischer Portraitist das Menschenantlitz zeichnet, das er liebt. Mit Verehrung, ja mit Ehrfurcht vor dem Menschen. Aber ohne Rücksicht auf das Götterbild, zu welchem der Machtwille Gedankenloser den ehrlichen und schlichten Mann mißbraucht hat. Unser größter Denker nennt die Stunde, wo wir, frei von all den Fratzen des Ruhms, allein vor uns selber stehn, unsre stillste Stunde. Und ich glaube, daß die unantastbare Redlichkeit Eurer Exzellenz, wenn sie in dieser stillsten Stunde in den Spiegel jenes Aufsatzes schaut, das Bild, das er zeigt, nicht als unähnlich, und ganz gewiß nicht als feindlich empfinden wird. Aber ich kann mich irren. Auch dann verbürgt die Republik mir das Recht der freien Meinungsäußerung. Ich halte das, was ich schrieb, für wahr. Andre Leute sagen, daß

es unrichtig sei. Das ist das gute Recht der anderen Leute. Ich halte meinen Aufsatz für gut gestaltet. Andre Leute urteilen, er sei ein abscheuliches Machwerk. Auch das ist das gute Recht der anderen Leute. Ich halte den Ausdruck meiner Ueberzeugung für nützlich im Dienst des Vaterlandes. Andre Leute glauben, daß er für unser Vaterland schädlich ist. Nun gut! Die Leute haben das Recht, so zu glauben. Ich kann darüber nicht diskutieren. Es würde doch kein Ergebnis herauskommen, als was wir schon wissen: Unsere Naturen sind verschieden und wir müssen einander ertragen, auch dort, wo wir einander nicht billigen. Ich will also jede Ueberzeugung ehren; aber ich erwarte, daß man auch die meine ungeschoren läßt. Nun aber wollen jene andern Leute um ihrer Wahrheit willen die meinige ächten, ja massakrieren. Das ist Unrecht. Gegen dieses Unrecht baue ich auf die Hilfe Eurer Exzellenz.

Die Geschichte der Könige und siegreichen Generale ist nur die Kulisse für das Schicksal des Volks. Die wahre Geschichte Deutschlands ist das Los seiner Bekenner und Offenbarer, Denker und Dichter. Diese Geschichte ist in einem ganz anderem Sinne ewig als die Schlacht bei Tannenberg oder der Friede von Versailles. Man sagt mir freilich: „Der Präsident des deutschen Reiches ist nicht

mehr der dir bekannte empirische Mensch. Er wurde uns zum Symbol eines besseren Deutschland.“ Ich glaube es! Aber auch ich darf behaupten, daß nicht mein kleines dunkles Stück Menschenschicksal hier in Frage steht, sondern auch etwas Symbolisches: das Los der aufrechten aufrichtigen Wahrheit im Deutschland der Gegenwart. Wenn man in Deutschland nicht mehr Wahrheit suchen darf oder wenn man in Deutschland nicht mehr die Wahrheit vertragen kann, dann ist Deutschland eben dahin. Und Fichte und Kant würden sagen: „Dann soll Deutschland dahin sein.“ Man sagt nun freilich: „So denkt kein Patriot.“ — Ich möchte mit Hölderlins Worten zurückstöhnen: „Habt Ihr an mir einen Patrioten erzogen?“ „Du bist destruktiv“, bekam ich immer zu hören. Aber ich beklagte es sehr, daß so oft ich die Wahrheit oder die Gerechtigkeit suchte, ich mich in Deutschland in Opposition befand. Wenn aus dem deutschen Menschen die Stimme der Vernunft spricht, so ruft seine halbe Umwelt: „Du sprichst die Sprache des feindlichen Auslands.“

Exzellenz, ich spüre keine Sendung zum politischen Märtyrer. Längst habe ich aus der Geschichte gelernt, daß die Menschen für alle Märtyrer große Sympathien hegen, ohne daß sie das je verhindert hat, die Mär-

tyrer zu opfern und wenn es not tut, unter allgemeinem Beileid ans Kreuz zu schlagen, indeß doch die Welt genug hartgesottene Sünder kennt, die von der allgemeinen Mißachtung ganz komfortabel leben. Das Studium der Geschichte lehrte mich immer nur Eines. Nichts wird geschichtswirklich als der Erfola. Nichts wird geschichtlich anerkannt, als: die Macht. Und darum (man möge hinter dem Stolze der Sprache nicht die Demut des Menschen verkennen) halt ich es mit der Wahrheit, deren Macht längeren Atem hat, als alle Geschichte der Schlachten und Staatsverträge. Das nationale Interesse ist zuweilen der Boden, ist aber niemals die Norm geistigen Schaffens. Wenn das, was man mir antut, deutsch ist, und wenn diese Schmach geübt wird im Namen der Deutschheit, dann wird schließlich jeder anständige Mann (auch innerhalb Deutschlands) seine Ehre darin sehn, nicht Deutscher zu heißen. Die Normen des Rechtes kann man nicht aufbauen auf dem Flugsand der Geschichte. Wer sich auf Geschichte verläßt, ist immer der Besiegte. Bei Herodot steht eine hübsche Anekdote von dem Iydischen Feldherrn Paphon, der nach einem verlorenen Kriege sich zum Trost hundert Papageien züchtete, die immerfort das eine Kredo riefen: „Paphon ist ein Gott.“ Euer Exzellenz halten sich zu diesem Zwecke

hundert deutsche Professoren zu Verfügung. Vielleicht (denn der Mythos wandelt sich mit dem Erfolge) vielleicht werden diese in zehn, in fünfzig Jahren das Kredo, das sie heute lernten, wieder verlernt haben und werden dann mein sachliches Wesensbild zu maßvoll finden. So geschah es schon an Kaiser Wilhelm II. Die Geschichte hätte ihm im Fall eines siegreichen Weltkrieges neben Karl dem Großen und Friedrich von Staufen gesetzt. Da er in Macht saß, haben nur wenige ihm mit klarer Wahrheit gedient. Aber treulos und herzensniedrig mochten Tausende ihn befeuern in dem Augenblick, wo mit seiner Herrlichkeit die ihrige dahinfiel. Sprechen Sie, Exzellenz, zu der Hochschule, deren Ehrendoktor Sie sind, die folgenden Doktorworte: „Ihr seid hundsmiserable Deutsche. Deutsche Art ist es nicht, um der freien Meinung willen einander zu verfolgen. Duldung des Menschen für den Menschen ist ein so hohes Gut, daß, wenn wir Deutsche es verlernen, das gesamte Ausland für uns nichts fühlen wird, als Mißachtung. Ihr ehrt nicht, ihr schädigt unser Land.“ Solche Doktorworte hat Friedrich der Große, auch eine Gestalt der deutschen Legende, gesprochen, als die Professorenschaft der Universität Marburg den Philosophen Christian Wolff „fortekeln“ wollte . . .

Ich weiß nicht, Exzellenz, ob dieser Brief um Gerechtigkeit je vor Ihre Augen, je vor Ihr Bewußtsein gelangt. Er wird wohl wie alles Gedruckte schnell spurlos versinken. Wir Menschen beten alle nur so ins Blaue hinein. Aber für die wenigen, die mich kennen, lesen und verstehn, möchte ich zum Schluß doch auch ein Letztes andeuten, das große Rätsel, um das wir Philosophen seit je uns bemühen.

Ich weiß es genau: die Geschichte ist eine Legende, ein Mythos, eine Lüge. Aber ich glaube zu wissen, daß diese Lüge zu den Notwendigkeiten des Lebens gehört. Ich glaube zu wissen, daß ein Volk das Wunsch- und Wesensbild, das es von sich selber dichtet und dichten muß, sich nimmer betasten und befingern, zerlegen und aufklären lassen kann, ohne sich selber preiszugeben. Ich aber habe an den Schlaf der Welt gerührt. So unsinnig, gemein und niederträchtig das Handeln des Pöbels gegen mich ist und so wenig irgend ein Minister das Recht hat, über mich das Urteil zu sprechen, das ich selber spreche, in einem tieferem Sinne dürfte vielleicht selbst in meinem Untergang ein Schicksalssinn liegen. Und ich würde gern untergehn, wenn das, für das Volk, das ich liebe, notwendig wäre. Ich glaube, daß der Genius der Rasse und Landschaft nicht nach Werten und nicht

nach Logik und Ethik wählt. Wo ein Mann zum Wunschbild seines Volkes emporwächst, wie durch einen Akt der Gnadenwahl, da sind — (so glaube ich) Gewalten der Sympathie lebendig, dank deren jene rein ideale Macht, die wir Nation und Geschichte der Nation nennen, instinktiv den empirischen Menschen ergreift und hochträgt, der ihrem eigensten Wesenskerne am verwandtesten und getreuesten ist. Man braucht Deutschlands Nibelungenlied nicht zu kennen, wenn man Blut von seinem Blute ist. Auch ich beuge wie die drei Weisen aus dem Morgenlande alle meine Weisheit vor dem törichtem Kindchen und sogar vor dem Eselchen. Wir historischen Menschen leben nur von gnaden aller Illusion. Aber dort, wo wir nicht mehr Geschichte sind, nicht mehr Volk, nicht mehr Zeit, da erwacht in uns die große Zweifelsfrage des Judas: Bist du der Erwählte? Es ist nicht dankbar, Exzellenz, es ist nicht leicht, vom Schicksal zum Zweifeltum dieses Judas bestimmt zu sein. Er geht immer zugrunde und wandert durch die Jahrtausende als das Schreckbild der Kinder. Aber Deutschlands versonnenster und tiefster Dichter hat von ihm erspürt: „Der war von allen Jüngern der gläubigste. War der einzig Fromme.“ Nun, ich stellte hier die Zweifelsfrage der Prüfung und gab ihr nicht die Form der demütigen

**Bitte. Es handelt sich ja um die Wahrung
eines guten Rechtes im deutschen Volksstaat.
Um das Recht der anständigen ehrenhaften
Männlichkeit.**

Hannover den 7. Juni 1925

NACHWORT.

Es geht um das freie Wort. Und deshalb will ich die Aufgabe auf mich nehmen, für den Denker Theodor Lessing einzutreten. Man sucht den Hochschullehrer Lessing aus seinem Amt in Hannover hinauszudrängen, weil er, wohlbemerkt vor der Wahl Hindenburgs zum Reichspräsidenten, einen Aufsatz über den früheren Generalfeldmarschall veröffentlicht hat. Wie einem dieser Aufsatz gefallen mag, ist angesichts des schroffen Vorgehens gegen Lessing gleichgültig. Man will einen Weltweisen und Lehrer büttern, weil er in nichtamtlicher Form als Zeitschriftsteller seine Meinung über eine Persönlichkeit äußert. Das geht nicht an!

In der Geschichte Hannovers werden stets die Göttinger Sieben mit Ehren genannt werden, jene sieben Professoren der Georgia Augusta, die mannhaft gegen den Verfassungsbruch ihres Herrn und Königs Ernst August im Jahre 1837 Einspruch erhoben. Man schaffe nicht aus dem ebenso mutigen wie freiheitlich gesonnenen Theodor Lessing einen gleichen Märtyrer für Hannover! Denn Lessing ist Hannoveraner. Er hängt an seiner Vaterstadt, die er kaum je länger verlassen hat, mit einer Liebe und Zähigkeit, wie man sie nur einem jeden Niedersachsen

wünschen kann. Man lasse ihn dort weiter-
leben und lehren! Er gereicht vielleicht
Hannover einmal ebenso zum Ruhme wie der
Stadt Frankfurt am Main: Artur Schopenhauer.

Düsseldorf im Juli 1925

Herbert Eulenberg

Von Theodor Lessing ist erschienen:

Geschichte als Sinnggebung des Sinnlosen. 1.—3. Auflage.

Verlag C. H. Beck (Oscar Beck) in München.

Gekrönt mit dem Strindbergpreis 1921. Von dem vergriffenen Werk erscheint Ostern die 4. Auflage, gänzlich neu gearbeitet als „Erkenntniskritik der Geschichte“ im Verlag E. Steinecke in Leipzig.

Wertaxiomatische Studien. Untersuchungen über reine Ethik und reines Recht. Verlag Felix Meiner in Leipzig.

2. Auflage 1914.

Untergang der Erde am Geist (Europa und Asien) 4. Aufl. 1924.

W. A. Adam Verlag in Hannover (Volkshochschule der Stadt Hannover). Fünfte Auflage in Vorbereitung.